Pam. India

No. 4569
CONTINUATION COMMITTE
North American Sectio
LIBRARY

Priscilla

Priscilla.

Eine Geschichte aus Indien.

Achte Auflage.

Friedenau-Berlin.
Buchhandlung der
Goßnerschen Mission.

Preis 5 Pfg.

Zur freundlichen Beachtung!

Die Goßnersche Mission, eine Gründung des in allen Erdteilen bekannten Verfassers des „Schatzkästchens", des Berliner Predigers Johannes Goßner († 1858), hat ihre Missionsfelder in Vorderindien am Ganges und besonders unter dem Volke der Kols, wo sich schon viele Tausende in der christlichen Kirche haben aufnehmen lassen.

Gaben der Liebe sind zu senden:

An das Kuratorium
der Goßnerschen Mission
in Friedenau-Berlin,
Handjery-Straße 19—20.

Priscilla.

Eine Geschichte aus Indien.

Es war einmal ein kleines Mädchen. Das lebte in Indien bei ihren Eltern, die sehr arm sein mußten, denn mit der Wohnung, der Nahrung und der Kleidung der ganzen Familie sah es seltsam genug aus. Um mit der letzteren anzufangen — armer Leute Kinder tragen dort wenig mehr als einen Schurz um die Hüften. Und so hatte das Mägdlein, von dem ich erzählen will, sicherlich auch nur einen großen Lappen umgeschlagen; im übrigen aber ging sie nackt. Sie wohnte mit ihrem Vater, ihrer Mutter und ihren zwei jüngeren Schwestern, also fünf Personen zusammen in einer elenden Hütte. Mit Gras waren die Wände ausgestopft, das Dach bestand aus Palmenblättern, die Länge betrug acht Fuß, die Breite ebensoviel, — wer weiß, ob ein Großer aufrecht darin stehen konnte, und Wind und Regen mögen gut durchgedrungen sein. Wer von uns hätte darin wohnen mögen? Endlich die Speise! Ja, wie oft war Schmalhans Küchenmeister! Einmal am Tage bekamen die Kinder zu essen. Bisweilen auch gar nicht, und dann hieß es: Hunger, Hunger! Hungern aber thut weh.

Dann gingen die Mutter und die älteste Schwester in das nahe Dorf betteln. Die Heiden aber, ihre

Landsleute, die darin wohnten, gaben ihnen auch etwas: das ward alsdann redlich geteilt. Gewöhnlich wurde das nötig, wenn der Vater von seiner Arbeit nicht nach Hause zurückgekommen war und also auch weder Geld noch Reis mitgebracht hatte. Was und wo er dann selbst aß, konnte kein Mensch sagen. Wahrscheinlich machte er es ebenso wie seine Frau und seine Tochter. Hungern und Betteln, das wird er wohl auch gekonnt haben. Und ich möchte wohl, daß alle diejenigen, welche nicht zu hungern und zu betteln brauchen, hier erst einmal eine Weile stille halten und ihrem Gotte dankten, ja, daß sie ein herzliches Mitleid mit allen armen Leuten hätten, die nicht so gut wohnen und sich kleiden und nähren können wie sie.

Eines Tages kam der Vater heim zu den Seinen und brachte, wenn auch nicht Geld zum Kaufen von Reis, so doch rohen Reis mit nach Hause. Das war schon öfter so geschehen, und es hätte das auch bei dem allgemeinen Hunger, der wieder einmal bei der ganzen Familie eingekehrt war, nichts geschadet, wenn nur Holz zum Kochen des Reises dagewesen wäre. Denn ungekocht ißt man den Reis weder in Indien noch in Deutschland noch irgend wo anders in der ganzen weiten Welt. Nun war aber kein Stück Holz im Hause, und der Tag neigte sich, ja die schwarze Finsternis brach schon herein. Sollte indessen gegessen werden, so mußte von den Hungrigen rasch etwas Brennholz gesammelt werden, und das war nur im Walde zu finden.

Also machte sich die Mutter mit den beiden ältesten Töchtern, — sie mochten etwa sechs und vier Jahre alt sein, in der Dunkelheit auf. Die jüngste, welche erst dreijährig war, sollte natürlich zu Hause bleiben. Wer das aber nicht wollte, war das schwarzbraune Ding. Die kleine Dirne mochte durchaus nicht zurückgelassen werden mit dem Vater

allein in der düsteren Hütte. Sondern sie schrie, als ob sie am Spieße stäke — klingst du prächtig, du Geschrei ungezogener kleiner Kinder! — und wenn sie dann nur noch daheim geblieben wäre, nein, sie lief schreiend hinterdrein und brüllte wie eine kleine Löwin. Natürlich drehte sich die Mutter ein paarmal um und gab ihr eins mit der Hand, versteht sich, nicht etwa eine Liebkosung, sondern einen derben Schlag, dazu auch das Gebot: „Willst du gleich umkehren und nach Hause gehen!" Aber das half nichts. Im Gegenteil: sie schrie um so ärger und lief immer weiter schreiend hinterher, bis alle drei im Walde angekommen waren.

Hier ging es aber erst recht übel. Es war stockfinster geworden; man sah kaum die Hand vor Augen. Also konnte nicht anders Holz gesammelt werden, als daß die Mutter mit den beiden kleinen Mädchen auf dem Boden herumtasteten, um Zweige aufzuraffen. Die kleinste Schwester aber, die dreijährige, stolperte unaufhörlich über Baumwurzeln! Schreiend sprang sie wieder auf, fiel wieder und schrie um so mehr: „Mutter, Mutter!" Der Mutter aber ging jetzt die Geduld aus. Hungrig war sie, müde war sie auch, nun wurde sie noch sehr böse, rannte auf ihr Töchterlein zu, warf sie auf die Erde, schlug sie mit der Hand oder mit der Faust und ließ sie da liegen. Das wütende heidnische Weib!

Das schien aber geholfen zu haben. Das geprügelte Mägdlein gab keinen Laut mehr von sich. Fürchtete es sich, weiter zu schreien? War es von den Schlägen betäubt? Wer wollte es sagen! Genug, sie blieb ruhig auf dem Platze liegen, auf welchen sie die Mutter hingeworfen hatte. Die drei andern aber suchten nun in Ruhe ihr Holz, welches sie zum Brennen und zum Reiskochen nötig hatten. Doch wer beschreibt ihren Schrecken, als sie plötzlich

das Brüllen eines wilden Tieres hören! Gleich darauf schreit die kleine Tochter einmal, zweimal laut auf. Dann ist alles wieder still. Keinen Augenblick verlieren nun die drei, sondern so rasch, als sie ihre Füße tragen können, laufen sie dem Dorfe zu. Die Mutter aber schreit aus Leibeskräften: „O, o! Ein Tier frißt mein Kind auf! Ein Tier frißt mein Kind auf!“

Solch' Geschrei bringt ein heidnisches Dorf in Alarm. Es dauert gar nicht lang und mehrere Männer mit festen Knütteln, um nicht Keulen zu sagen, in der Hand, dazu auch mit einigen Feuerbränden als Fackeln, laufen dem Walde zu, um die Spur der Bestie zu verfolgen und das von ihr angefallene Kind zu suchen. Die Mutter und die Schwestern desselben wollten nicht dahinten bleiben. Vor allem die Mutter! Sie war ganz außer sich! Sie jammerte und klagte sich an. Dann rief sie wieder ihr Töchterlein mit allen möglichen Liebesrufen und Schmeichelnamen. Aber sie hörte keine Antwort. Auch die Männer riefen, desgleichen die Schwestern. Allein es war bei der dicken Finsternis nichts zu sehen, und auf die Stimmen der Menschen gab nur der Widerhall Bescheid.

Mit eins stolpert ein Mann über etwas. Ueber eine Wurzel? Nein, dazu war es zu weich. Er greift nach dem Boden, er ruft die andern herbei, es wird hingeleuchtet, und was liegt da? Die Leiche des kleinen Mädchens! Doch in welch' gräßlicher Verfassung! Der Kopf fehlte ganz und gar, den hatte das Ungetüm von wildem Tier ganz abgerissen und losgebissen. Auch von dem Rumpfe war die Hälfte bereits weggefressen. Ach, es gewährte einen gräßlichen Anblick. Die arme Mutter war wie eine Verzweifelte. Sie schrie, sie schlug gegen ihre Brust, sie raufte sich ihr Haar aus. Man brachte sie in ihre Hütte und auf ihr Lager. Aber

sie fand in der Nacht keinen Schlaf. Sie weinte die ganze Nacht um ihr Töchterlein, und war kein Mensch da, der sie hätte trösten können.

Bald darauf wurde sie sehr krank. Der Gram, die Not, der Hunger zehrten an ihrem Leibe. Oft hungerte sie mehr, als sie gebraucht hätte. Denn sie selbst aß sehr wenig, um nur ihre beiden Töchter nicht darben zu lassen. Der Vater, der Heide, machte es anders. Der aß sich selbst immer erst ganz satt, wenn er etwas hatte. Nur was dann übrig blieb, gab er seiner Frau und seinen Kindern. Dabei konnte die Mutter denn auf keinen grünen Zweig kommen, zumal wenn sie sich so über jene Nacht härmte und grämte. Eines Tages war der Vater auf Arbeit gegangen. Die Mutter hatte sich auf das Lager in die Hütte gestreckt; die kleinere Tochter saß draußen vor der Thür, die ältere bei der Kranken drinnen. Da fängt die Kranke also an zu sprechen: „Liebe Tochter, höre, was ich dir sage, und laß meine Worte in dein Herz dringen und vergiß sie nicht! Wenn ich gestorben bin, nimm deine Schwester und lauf mit ihr weg von deinem Vater! Denn er wird eine andere Frau heiraten, und die wird euch hassen und vielleicht euch beide töten. O, meine Tochter, Männer sind untreu und schlecht; sie kümmern sich um uns Frauen nicht. Lauf deshalb weg, wenn ich tot bin, und lauf zu deinem Onkel!“ Hier ging der Mutter die Sprache aus. Sie zeigte nun nach einer Ecke der Hütte: da stand in einem ausgehöhlten Bambusrohre ein wenig Oel. Auf das wies die Schwerkranke. Als die Tochter es herbeibrachte, nahm sie es und goß es sich alles auf den Kopf. „Mutter,“ schrie das Kind, „was thust du? Wo sollen wir denn mehr Oel herbekommen? Warum hast du das gethan?“ Aber die, welche angeredet war, gab keine Antwort mehr. Ob sie sich nun hatte durch das

Oel aufs Haupt eine Erleichterung schaffen wollen, oder war es eine heidnische Sitte, daß sie dachte, sie stürbe nun und müsse mit Oel gesalbt in eine andere Welt gehen — ich kann es euch nicht sagen. Auch sie selbst konnte keine Auskunft weiter geben.

Denn als die Tochter näher zusieht, bemerkt sie, mit der Mutter ist eine Veränderung vorgegangen. Die Augen sind so gläsern, auch scheint der Leib erstarrt zu sein. Nun reibt das Kind den Körper, sie schüttelt ihn, sie ruft: „Mutter, Mutter!“ Aber was ist die Antwort? Ein Gurgelton, ein schreckliches Röcheln! Und jetzt weiß das Kind genug. Seine Mutter stirbt. In furchtbarer Angst stürzt das Mädchen zur Hütte hinaus. „Meine Mutter stirbt!“ schreit sie laut und läuft nach dem Dorfe, um den Vater zu suchen. Die kleine Schwester rennt hintendrein und schreit auch. Endlich finden sie den Vater. Als die drei nach Hause zurückkommen, ist die Mutter aus diesem Leben gegangen und tot. Da war denn von neuem die Betrübnis sehr groß.

In Indien verbrennen die Heiden ihre Toten, wie ihr wißt. Aber dazu gehört doch wieder Holz, und so viel Holz hatten die armen Leute nicht, vermochten es auch nicht herbeizuschaffen. Also werden alle Armenleichen auf eine andere Weise beerdigt. Damit wenigstens etwas von der Leiche brenne, wird das Gesicht angesengt, dann aber mit dem also angesengten Leichnam an den Ganges und hinein mit ihm in den Strom, den Fischen und sonstigen Wassertieren zur Speise! Bei einer toten Mutter muß der älteste Sohn diesen Liebesdienst erweisen. Da diese keinen hatte, mußte die älteste Tochter herantreten und ihr das Gesicht anbrennen. O meine lieben Kinder, wie schön sind unsere christlichen Sitten dagegen! Wir drücken unsern Sterbenden die Augen zu, schmücken sie schön, betten sie

unter Blumen und Laub und übergeben sie dem Schoße der Erde. Gott dem Herrn sei Dank, daß wir keine Heiden sind!

Nach dem Tode ihrer Mutter hatten es die zwei Schwestern noch viel schlimmer als vorher. Ihr Vater kümmerte sich nicht um sie. Er ging oft ganze Tage lang fort. Er sagte es nicht, wenn er sich aufmachte; auch hinterließ er nicht, wenn er heimkehren würde, Geld oder Reis erst recht nicht. Was sollten da wohl die paar Würmlein anfangen? Zum Onkel gehen, sagt ihr. Ist leicht gesagt! Aber der wohnte in einem fernen Dorfe, und der Weg dorthin führte durch tiefen Wald und dichte Wildnis. Darin hausten wilde Tiere. Vor denen hatten die beiden Mädchen eine heillose Furcht bekommen. Also blieben sie, wo sie waren und legten sich wieder aufs Betteln. Das half eine Weile. Aber dann traf es sich auch einmal, daß niemand ihnen etwas geben wollte. Was dann anfangen?

Die ältere Schwester wußte guten Rat. Sie ging durch die Felder und Wiesen, um Wurzeln, wildes Kraut und dergleichen mehr zu sammeln. Ein alter Scherben fand sich auch noch in der Wirtschaft. In dem wurde die Art Kohl oder Gemüse gekocht, versteht sich ohne Salz und Schmalz und ohne ein Körnchen Gewürz. Die ältere Schwester hat später erzählt: „Es schmeckte sehr schlecht. Aber was konnte ich machen! Ich mußte etwas essen und that es auch.“ Allein die jüngere vermochte sich nicht zu überwinden. Sie war von Natur schwach und zart; sie wollte und konnte das geschmacklose Gebräu nicht anrühren. Dann versuchte es die Schwester mit Zureden. „Du mußt,“ sagte sie, „das essen lernen. Wir haben keine Mutter, die uns bessere Sachen zu essen giebt. Du mußt es essen, sonst stirbst du vor Hunger.“ Die Kleine jedoch wandte sich ab und weinte und rief: „Gieb

mir Reis! Ich kann das nicht essen; es widert mich an.“ Woher aber Reis nehmen? Da blieb wieder nichts anderes übrig als Betteln. Und wenn die ältere Schwester auf solchen Gängen nicht genug Reis für beide bekam, so gab sie das Wenige alles ihrer kleinen Schwester, sie selbst aber aß Kraut. Solche Liebe hatte sie zu ihr.

Als der Vater wieder einmal mit dem polnischen Abschiede fortgegangen war, erzählten die Leute den beiden zurückgelassenen Töchtern: „Er ist nach einem andern Dorfe gezogen und will sich dort verheiraten.“ Da standen die zwei ganz allein in der Welt. Doch in unserer Bibel steht geschrieben und zu lesen: Mein Vater und meine Mutter verlassen mich; aber der Herr nimmt mich auf. Auch auf solchen armen Heidenkindern ruht das Vaterauge unseres Gottes, und mit der Aelteren hatte er ganz etwas besonderes vor. Was denn? Das sage ich noch nicht; ihr sollt es aber bald erfahren. Zuerst wurde dafür gesorgt, daß die Kinder nicht verhungerten. Als die Not am höchsten war, nahm sich ein reicher Bauer aus dem Dorfe ihrer an. Er versprach ihnen: „Wollt ihr für mich arbeiten, so will ich euch zu essen geben.“ Das kam auch in Gang und es folgten bessere Tage für sie. Wie aber, wenn die kleinere Person nicht so viel Arbeit leisten konnte, als verlangt wurde? Dann bekamen beide Schwestern zur Strafe kein Essen, und das Hungern fing von neuem an. Wie weh ward es in solchem Falle der älteren Schwester ums Herz, wenn die jüngere weinte und klagte und über den Hunger jammerte! Also ging sie wieder ins Dorf, um zu betteln, und wenn ihr jemand etwas gab, so wußte sie wohl, was sie damit machte.

Ihre Wohnung hatten beide noch in der kleinen väterlichen Hütte. In derselben stand jetzt aber weiter nichts als eine kleine Bettstelle für Kinder.

Die war dem Zerbrechen so nahe, daß sie mit Stricken hatte umwunden werden müssen, damit sie überhaupt noch zusammenhielt. Und klein war sie in der That, nämlich einen Fuß breit und vier Fuß lang. Ihr fragt: Wie konnten denn die zwei Mädchen in derselben schlafen? Das sollt ihr einmal hören! Die jüngere Schwester mußte sich aufs Gesicht in die Bettstelle legen und Hände und Füße unter sich ziehen. In dieser Lage wurde sie das Unterbett für ihre ältere Schwester. Denn die kauerte sich ebenso auf sie darauf, und dann suchten sie einzuschlafen und schliefen auch, ungewiegt und uneingesungen, uneingehüllt und unbehütet.

War die Witterung heiß, dann ging es noch. Aber wie, wenn es nun kalte Zeit wurde, und wenn der kühle oder auch manchmal bitterkalte Wind durch die löcherichten Wände fuhr? Wie schlief es sich dann? Ja, sehr übel! Dann froren die beiden fast nackten Mädchen ganz entsetzlich. Dann wurden Rücken und Seiten der obenliegenden Schwester, der älteren, durch die Kälte so furchtbar steif, daß sie sich des Morgens fast gar nicht bewegen konnte. Aber auch die kleine, wiewohl sie durch die Schwester war zugedeckt worden, war kalt und steif, wenn sie aufstehen wollte, daß es zum Erbarmen war. Die schrie dann wieder nicht schlecht. So krochen nun die beiden steifen Mägdlein heraus und rieben sich gegenseitig, so gut es gehen wollte, und jede rieb sich selbst, bis das Blut wieder in Bewegung kam und sie wieder gehen konnten. Darauf begaben sie sich an die Arbeit bei dem Bauer, und den Tag über ging es ja wohl. Allein der Abend kam wieder, und das nächtliche Elend begann von neuem. Keine Matratze, keine Kissen, keine Decke, sondern eitel nichts! Ach, die armen Würmer, wie mögen die gezittert und gebebt haben!

Eines Tages aber kam eine seltsame Nachricht.

Die beiden Mädchen waren gerade bei dem Bauer und arbeiteten. Da sagte jemand zu ihnen: „Euer Vater ist wieder da und hat euch eine neue Mutter mitgebracht.“ Natürlich liefen die Mädchen eiligst nach ihrem Hause, um die Angekommenen zu begrüßen, ein Schwarm anderer Kinder hinter ihnen drein. Als sie hinkamen, fanden sie eine große, dicke Frau. Die verstorbene Mutter war klein und schlank gewesen, und da sie namentlich der älteren Schwester noch deutlich in der Erinnerung geblieben war, konnte eine Vergleichung nicht ausbleiben. „Pfui, solche dicke, fette Frau!“ Das hörte die neue Mutter. Nun könnt ihr euch denken, was sie für ein Gesicht dazu machte. Und da sie ein böses heidnisches Weib war, hatten die beiden Mädchen nicht die schönsten Aussichten, wie es ihnen fortan gehen würde.

Zuerst freilich machte sich alles recht gut. Den zwei Schwestern kamen wieder leichtere Tage. Sie brauchten nicht mehr zur Arbeit zu gehen, sondern konnten zu Hause bleiben und da mit angreifen, was gerade vorfiel. Auch war es mit dem Essen und Trinken entschieden besser gestellt, seit die neue Mutter eingekehrt war. Aber sehr bald wurde etwas anderes schrecklich klar. Die Frau war eine Zänkerin und Schlägerin. Mit ihrem Manne zankte sie sich unaufhörlich, und ihre Stiefkinder schlug sie oft ganz unbarmherzig. Wenn es mit den Schlägen mal zu arg wurde und die Mädchen gar zu viel schrieen, weil sie so viele Haue kriegten, dann sagten wohl die Leute aus dem Dorfe, welche dazu kamen, zu der Frau: „Warum schlägst du sie so? Sie sind ja nur Kinder!“ Das half aber wenig. Nein, gute Worte waren bei ihr nicht angebracht. Davon wurde der Vater bald überzeugt. Eines schönen Morgens fing seine neue Gattin wieder einmal einen furchtbaren Skandal an. Das ärgerte ihn so, daß

er außer sich geriet und nun nicht lange fackelte. Er nahm die Zänkerin und prügelte sie tüchtig durch. Dann aber faßte er die jüngere Tochter an der Hand und sagte: „Ich gehe jetzt in ein anderes Dorf und will euch verlassen.“ Gesagt, gethan! Die beiden machten sich auf den Weg.

Den Schmerz der ältesten Tochter könnt ihr euch denken. Sie schrie nach der Fortgehenden und die Fortgehende nach der Zurückbleibenden. Aber der grausame Vater hatte ein Herz von Stein. Die kleine wollte er nicht zurücklassen, und die größere wollte er nicht mitnehmen. Was half es also? Die ältere blieb zuletzt stehen und blickte den beiden nach. So lange ihr Auge dieselben erreichen konnte, hörte sie das Würmlein schreien. Dann kehrte sie allein wieder zur Hütte und zur anderen Mutter zurück. In deren Gewalt war sie jetzt ganz, und leider gab es von nun an täglich Schläge. Das hielt sie nicht lange aus. Sie lief also heimlich weg und floh zu dem Bauer, bei welchem sie früher Arbeit gefunden hatte. Der gab ihr auch diesmal wieder welche und behielt sie ganz bei sich. Nach einiger Zeit schickte er sie zu dem englischen Beamten, der in der Nähe wohnte und ließ sagen: „Dies Kind gehört niemandem an. Für dasselbe müßt ihr englischen Leute sorgen.“

Das wollte der Beamte auch thun und sie bei Gelegenheit in ein Waisenhaus zu einem Missionar bringen, damit sie dort erzogen würde. Während sie aber so einige Zeit in dem fremden Hause blieb, wollte ihr doch nicht froh ums Herz werden. Sie konnte ihre Schwester nicht vergessen. Jeden Tag weinte sie um dieselbe und hoffte: „Ach, wenn ich doch meinen Vater mit meiner Schwester zu sehen bekäme!“ Da kam einmal ein Knabe aus ihrem Heimatsdorfe nach dem Orte und erzählte: „Deine

Schwester hat man tot auf der Landstraße gefunden." Das war ein Donnerschlag sondergleichen. Lange wollte sie es nicht glauben. Mit der Zeit mußte sie sich an den Gedanken gewöhnen. Schwerlich wird ihre Schwester noch am Leben sein.

Dazumal war in dem Teile Indiens, wo sie lebte, gerade eine große Hungersnot, und viele arme Leute sind elendiglich ums Leben gekommen. Wenn aber Kinder hinterblieben, die auch keinem mehr angehörten, wie das Mädchen, welches wir jetzt kennen, so wurden sie gleichfalls den Engländern, die im Lande sind, übergeben, auf daß die für sie sorgen sollten. Da kamen denn fast täglich neue Kinder in das Haus, von dem uns zuletzt berichtet ward, und unsere Freundin bekam neue Kameradinnen, welche ähnliches erlebt hatten wie sie selbst. Namentlich war die Geschichte des einen kleinen Mädchen der ihrigen so ähnlich, wie ein Ei dem andern, so pflegt man ja wohl zu sagen. Das Kind hieß Tikri, und ihre Erzählung lautete etwa folgendermaßen:

„Ich hatte eine kleine Schwester, mit der mußte ich zusammen betteln gehen. Sie ging in die eine Straße, und ich suchte die andere ab. Abends aber teilten wir das Erbettelte miteinander. Doch einmal kam meine Schwester nicht wieder zurück, und kein Mensch konnte mir sagen, wo sie geblieben sei. Es verflossen einige Wochen, und ich sah nichts von ihr, noch hörte ich jetzt etwas über sie. Nun aber bin ich hierher gebracht worden. Wer weiß, ob meine Schwester überhaupt noch lebt!"

Also erzählte die kleine Tikri. Es dauerte aber nicht lange, so kam ein Mann — wir würden hier zu Lande sagen, der Herr Landrat — und sprach zu den Kindern: „Ich werde euch Kinder jetzt zusammen in eine Schule schicken; dort sollt ihr gelehret werden, Gott zu lieben und gute Menschen

zu werden." So wurde denn die ganze Schar schwarzbrauner Mägdlein auf einen Wagen gepackt und mit zwei Polizeidienern auf den Weg spediert. Sie waren schon ziemlich lange gefahren, da begegneten sie einem Elefanten, auf dem saßen Engländer und Engländerinnen, versteht sich in der Sänfte, welche das Tier trug. „Halt," riefen sie, „halt! Was sind das für Kinder und wohin werden sie gesendet?" Die Antwort war: „Es sind Waisen, welche nach Bhagulpur zu Missionar Dröse geschickt werden." Da sprach die eine Engländerin: „Ich habe auch ein Waisenkind; das will ich mitschicken."

Damit waren die beiden Polizeidiener zufrieden, und der eine von ihnen ging mit, um das Kind zu holen. Nach einer halben Stunde waren beide beim Wagen, der Mann mit dem Kinde. Aber wie sah dasselbe aus! Nicht mehr nackt und schmutzig mit dem Lappen um die Hüften, nein, es war schön angezogen, das Haar gekämmt, Gesicht und Hände rein gewaschen. Das war in dem Hause der Engländerin schon geschehen. Diese feine Person kam unter das Chor Schmutzlinge auf den Wagen. Die sahen sich unter einander nicht schlecht an. Namentlich musterte die Ankömmlingin die andern der Reihe nach. Wie sie aber ihren Blick auf Tikri richtete, sprang sie mit einem Male auf und rief: „Schwester Tikri, Schwester Tikri!" Da war das die totgeglaubte Schwester, die von ihrer Tikri wegen der schmucken Kleider und der großen Reinlichkeit gar nicht erkannt worden war. Das gab dann ein fröhliches Wiedersehen, an welchem sich die übrigen mitgefreut haben mögen.

Nur eine blieb traurig. Unsere arme Verlassene! Die dachte in ihrem Sinne: „Ach, wenn doch andere Herren und Frauen auch meine Schwester zu mir schicken möchten! Aber das ist unmöglich. Sie hat ja tot am Wege gelegen, und nicht einmal das

Gesicht ist ihr angebrannt. Gewiß ist sie vom Vater weggelaufen, um zu mir zurückzukehren. Sie konnte es aber nicht vor Schwäche. Sie ist vielleicht vor Hunger gestorben." So klagte das Mägdlein im Herzen, und kein Mensch hörte ihre Seufzer. Einer aber, der im Himmel wohnt, wollte sich des elenden Würmleins annehmen und war schon auf dem besten Wege dazu.

Denn nun ging's nach Bhagalpur zu Dröses in das Waisenhaus. Da gab es Wasser zum Waschen und Kämme für das Haar und Kleider zum Anziehen. Da wurde der Tisch täglich mehreremale gedeckt und an gekochtem Reis zum Essen und gutem Wasser zum Trinken fehlte es nicht. Da hatte jedes Kind seine Matte zum Schlafen und seine warme Decke zum Zudecken. Wie mag da einer zu Mute werden, die aus solchem Jammerleben hergekommen ist! Und noch etwas viel besseres finden die Kinder dort. Unterweisung in vielen guten Dingen! Und vor allem hören sie von unserem Heilande, durch den sie selig werden können. Das hat unserer Freundin sehr gut gefallen, und sie ist bald getauft worden. Priscilla hat man sie da genannt, und Priscilla heißt sie noch heute. Denn sie war bis vor kurzem noch in Bhagalpur und zwar als die erste in der ersten Klasse. Tikri und ihre schmucke Schwester sind gleichfalls dort; sie heißen jetzt, nachdem sie ebenfalls die heilige Taufe empfangen haben, Luise und Selma.

Priscilla ist ein braves Mädchen geworden, seit dem Anfange des Jahres 1872 auch schon konfirmiert. Sie kann mancherlei, hat sechs Jahre fleißig gelernt und weiß ganz gut, wie wir christlich fromm leben sollen. Neulich hat sie einmal ihre Lebensgeschichte erzählt, wie ihr sie jetzt gehört habt. Ihre Worte, mit denen sie schloß, waren diese: Ich weine noch oft um meine Schwester. Sollte ich aber nicht

dankbar sein, daß Gott mich erhalten und hierher gebracht hat! Wie könnte ich das je vergessen! Hätte meine Schwester auch nur hier sein können! Wenn ich zwei Schwestern zusammen sehe, denke ich an meine Schwester und wünsche, sie wäre hier. O ich wollte sie so lieb haben und in acht nehmen. Manchmal bei der Abendandacht, wenn wir singen, fällt mir das alles ein. Und ich muß dann weinen. Warum weiß ich selber nicht. Aber dann kann ich nicht singen. Mir ist, als ob ich ersticken möchte."

Christliches Verlagshaus, Buchdruckerei, Stuttgart.